

Selbstbild und Fremdbild

Friedrich Schmidt-Ott,
ein Gestalter des deutschen Wissenschaftssystems

von Winfried Schulze

Im Jahr 1991 hatte ich das Vergnügen, in Tübingen einen Vortrag über den Historiker Hans Rothfels zu halten, dessen 100. Geburtstag man damals in einem Festakt begehen wollte. Als ich das Auditorium Maximum betrat, wurde mir mit einem Schlag klar, auf was ich mich eingelassen hatte. Alle, die sich dort versammelt hatten – das war eindeutig zu erkennen – hatten Hans Rothfels noch persönlich gekannt, als Kollegen, als akademischen Lehrer, als Familienangehörige, als Bürger Tübingens. Der Einzige im Saal, der Hans Rothfels nie persönlich kennen gelernt hatte, war – außer einigen wenigen Studenten – ich selbst, der über ihn sprechen sollte.

Heute Abend ist vermutlich die Zahl derer, die Friedrich Schmidt-Ott noch persönlich gekannt haben, sehr viel kleiner, aber mein Problem bleibt das Gleiche: Wie nähert man sich einer historischen Person, die man nie selbst gesehen hat, die man nur aus Hunderten von Briefen und Aktennotizen, aus seinem Tageskalender und vielen Denkschriften, von ein paar Photographien und von einem eindrucksvollen Bild kennt?

Keine Angst, ich will Sie nicht zu lange mit solchen Vorüberlegungen aufhalten, die die alltägliche Schwierigkeit meines Berufes betreffen. Nur soviel: Wenn ich im Bereich der Frühen Neuzeit arbeite, dann versuche ich immer, die Landschaft, das Schlachtfeld, die Stadt, das Schloss kennen zu lernen, in denen meine jeweilige Geschichte spielt. Dann gewinnt man das, was meine französische Kollegin Arlette Frage einmal den „gût de l'archive“ genannt hat, den Geschmack der historischen Wirklichkeit.

Heute Abend kann ich erfreulicherweise fast genauso vorgehen: Ich stehe vor einem Bild, das Friedrich Schmidt-Ott im Jahr 1932 zeigt, gemalt von Max Slevogt, und ich halte mich in dem Haus auf, das Schmidt-Ott 1906 selbst gebaut hat – ideale Bedingungen also für den Versuch einer kurzen Würdigung dieses Mannes, dem wir alle und dem insbesondere die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der heute Abend dieses Bild übereignet wird, viel zu verdanken haben.

In dieser Beilage dokumentieren wir die von Professor Dr. Winfried Schulze, Historisches Seminar der LMU München, gehaltene Ansprache, die anlässlich der Übergabe des Porträts von Max Slevogt an die Deutsche Forschungsgemeinschaft am 24. Januar 2005 im Hause Schmidt-Otts in Berlin gehalten wurde. Der Vortragston wurde beibehalten.

Ich will die Gelegenheit nutzen, um Ihnen auch etwas über die Entstehung des Bildes zu sagen, soweit es sich aus dem Tageskalender von Schmidt-Ott erschließen lässt. Eintrag vom 1.08.1932: „Mit Meta Schmidt-Ott Besuch bei Max Slevogt, will mich im Seidenrock malen.“ Dann folgten im Abstand von zwei bis drei Tagen sechs weitere Besuche bei Slevogt, die jeweils drei Stunden dauerten, am 16. August besuchte er den Maler zu letzten Korrekturen, das Bild war fertig. Man darf vermuten, dass es das letzte Bild des Malers war, der etwa einen Monat später starb.

Am 28. April 2006 werden 50 Jahre seit dem Tode Friedrich Schmidt-Otts vergangen sein. Noch in hohem Alter hatte er die Neuordnung der bundesrepublikanischen Wissenschaftslandschaft wahrnehmen, ja teilweise kritisch begleiten können, insbesondere hat er die Neugründung der Notgemeinschaft, aber auch die Gründung des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft und die der anderen Organisationen mit großer Genugtuung kommentiert.

Friedrich Schmidt-Ott bot sich so die Gelegenheit, die nicht jedem Menschen zuteil wird, die historische Wirksamkeit seines eigenen Lebenswerkes rückblickend betrachten zu können. Und man wird nicht zu hoch greifen, wenn man feststellt, dass Schmidt-Ott ohne jeden Zweifel zu den Persönlichkeiten gehört, die das deutsche Wissenschaftssystem im 20. Jahrhundert tief greifend beeinflusst haben. Hierbei meine ich weniger seine noch zu erwähnenden Verdienste um die Gründung der Notgemeinschaft im Jahr 1920, sondern vor allen Dingen seinen Einsatz für eine spezifische Rechtsform der Wissenschaftsförderung, die sich seit der Gründung der Notgemeinschaft in Deutschland durchgesetzt und auch über den Umbruch des Jahres 1945 hinaus gehalten hat: nämlich die Organisation der Wissenschaftsförderung in vom Staat unabhängigen Körperschaften, vom Staat freilich alimentiert, aber in der Durchführung ihrer Förderungsarbeit von großer Selbstständigkeit. Diese spezifische Organisationsform ist letztlich das wirklich Bedeutende, dessen Wirkung wir auch heute immer noch verspüren.

Wie konnte es dazu kommen, dass ein einzelner Mann einen solch ungeheuren Einfluss auf das System der Wissenschaftsförderung in Deutschland erhalten konnte? Um diese Frage zu beantworten, muss der Blick zurückgehen in die Endphase des Kaiserreiches, eine Zeit, in der Deutschland als herausragende Wissenschaftsnation in der Welt große Anerkennung genoss. In dieser Zeit hatte der aus einer preußischen Beamtenfamilie stammende Friedrich Schmidt nach einer humanistischen Schulausbildung und einem juristischen Studium schon den Weg in das preußische „Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ – so der korrekte Titel – gefunden. Und er hatte das Glück, seine berufliche Tätigkeit an einer Schaltstelle preußischer und deutscher Wissenschaftspo-

litik beginnen zu können, im Umkreis nämlich von Friedrich Althoff, dem Ministerialdirigenten und Leiter von U I, der „Ersten Unterrichtsabteilung“ des Ministeriums, der den 28-jährigen Assessor 1888 zu sich geholt hatte. Sehr bald erwarb sich der junge Mann das Vertrauen seines Mentors, der ihn in immer größere Zusammenhänge einweihte und ihn mit einer Fülle wichtiger Aufgaben betraute. Darüber vergaß er freilich nicht, auch an die private Entwicklung seines jungen Mitarbeiters zu denken, sichtbar etwa, wenn er dem jungen Schmidt, der einmal für einige Monate nach Göttingen abgeordnet wurde, eine Liste der unverheirateten Göttinger Professorentöchter mitgab. Hier zeigte sich zum einen, dass der kinderlose Althoff seinen jungen Mitarbeiter tatsächlich bald als seinen Sohn behandelte, es zeigte sich aber auch, dass Schmidt nicht in allen Fragen seinem Mentor zu folgen bereit war, denn seine Frau fand er bekanntlich nicht in Göttingen, sondern erst einige Jahre später in der Schweiz während eines Urlaubs. Nichts charakterisiert diese glückliche und erkennbar fruchtbare Verbindung besser als die Tatsache, dass der Mann, der bislang mit dem schlichten Namen Schmidt auskommen musste und sich bestenfalls als viel zitiertes „Kunst-Schmidt“ von der Menge der anderen Namensträger abhob, anlässlich der Silbernen Hochzeit seinen Familiennamen in Schmidt-Ott umänderte, ein nachvollziehbarer Schritt, zumindest für den Träger eines anderen populären Namens.

Ein nur knapper Rückblick auf diese preußische Phase muss erstaunt die Fülle von Anstößen erkennen, die Schmidt-Ott in diesen Jahren geben konnte: Das gesamte Gebiet der außeruniversitären Forschung und Kunst war sein Aufgabengebiet, vom Aufbau der Museumsinsel, dem Bau der Staatsbibliothek Unter den Linden bis zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die er nach dem Tode Althoffs vorantrieb. Aber auch in kleinen Dingen wirkt seine Arbeit weiter: Wenn ich heute zum Beispiel als Vorsitzender des Auswahlkomitees der deutschen Cecil-Rhodes-Stipendiaten jedes Jahr vier deutsche Stipendiaten für Oxford auswählen kann, dann geht das auf die Vereinbarung zurück, die Schmidt-Ott 1902 bei einem kaiserlichen Englandbesuch aushandelte.

Das Jahr 1920 war ohne jeden Zweifel ein besonderes Jahr für Schmidt-Ott. Während der Revolution hatte er sein Amt als preußischer Staatsminister für Kultur aufgeben müssen, das er erst 1917 übernommen hatte. Das bedeutete freilich keineswegs den direkten Abschied von der Arbeit im Ministerium, das in der praktischen Arbeit nicht auf ihn verzichten konnte. Es blieb ihm auch der Titel des Staatsministers und die Anrede als „Exzellenz“, nicht zu unterschätzende soziale Distinktionen unter den vielen „Herzemonarchisten“ der heraufziehenden Weimarer Republik.

Sehr bald konzentrierten sich um seine Person Überlegungen aus den Kreisen der Deutschen Akademien und der Universitäten, der daniederlie-

genden deutschen Wissenschaft abzuhelpen. Jeder wusste, dass die bisher auf privaten Mitteln basierende Finanzierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft umgestellt werden musste, jeder wusste, dass die enormen Kosten der Universitäten und Bibliotheken in Zukunft weitgehend vom Staat getragen werden mussten. Vor diesem Hintergrund einer drohenden Unterfinanzierung der Wissenschaft in Deutschland gelang es einem Kreis von Männern um Adolf von Harnack, Fritz Haber und Friedrich Schmidt-Ott, eine Initiative zu entwickeln, die die Interessen der deutschen Wissenschaft in einer neuen Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft bündelte. 1920 gelang es, im Etat des Reichsinnenministeriums Haushaltstitel für die Unterstützung dieser Stiftung einzustellen und damit ein Prinzip der Wissenschaftsförderung zu begründen, das Epoche machen sollte.

Eng verbunden mit der Etablierung der Notgemeinschaft war auch die Gründung eines Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft, der sich die Aufgabe stellte, finanzielle Unterstützung für die Wissenschaft in den Kreisen der deutschen Industrie zu sammeln. Dass ein solches Zusammenspiel von staatlichen Finanzmitteln und privaten Geldern in Deutschland durchaus Tradition hatte, braucht nicht betont zu werden, die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911 hatte davon profitiert. Neu war, dass diese Mischung der Finanzquellen zu der eben erwähnten privatrechtlichen Organisation der Wissenschaftsförderung führte. So gelang es Friedrich Schmidt-Ott und seinen Mitstreitern, den eigentlich schon vorgesehenen Reichskommissar für die Wissenschaft zu verhindern und eine wissenschaftskonforme Förderaktivität zu beginnen, die schulbildend wirken sollte.

Versucht man die besondere Leistung dieser Jahre herauszuarbeiten, dann wird man meines Erachtens weniger auf die Normalität des Fördergeschäfts blicken müssen, das sich bald zu einem unverzichtbaren Element der deutschen Wissenschaft entwickelte und dessen Verfahren – etwa die Qualitätskontrolle durch gewählte Gutachter – in seinen Grundzügen heute noch wegweisend ist. Viel stärker noch ist auf die Tatsache hinzuweisen, dass es Schmidt-Ott nach wenigen Jahren nicht mehr genügte, nur kleinere Summen zum Bezug von Büchern und Zeitschriften, zur Förderung von jungen Wissenschaftlern oder zum Ankauf von Apparaten und Chemikalien zu bewilligen, sondern dass er sich strategische Gedanken über die zukünftige Organisation von Wissenschaft und deren adäquater Förderung machte. Diese Überlegungen liefen darauf hinaus, so genannte Gemeinschaftsarbeiten vorzuschlagen und damit ein Instrument zu entwickeln, das den spezifischen Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit im späteren 20. Jahrhundert gerecht werden sollte. Unverkennbar hatte sich seit dem späten 19. Jahrhundert schon der Trend zur Großwissenschaft in dem Sinne durchgesetzt, dass nicht mehr der einzelne Wissenschaftler in Ein-

samkeit und Freiheit produktiv sein konnte, sondern auf das Umfeld eines funktionierenden Forschungsinstituts oder mitarbeitender Fachgenossen angewiesen war. Diesem Gedanken trug Schmidt-Ott durch seine Überlegungen Rechnung, er zog Erkundigungen bei den Fachkollegen ein, zu denen er intensiven Kontakt hatte und entwickelte auf dieser Grundlage die Idee der Gemeinschaftsarbeiten in einigen wichtigen Wissenschaftsfeldern von zukunftsweisender Bedeutung. Das hieß im Klartext nichts anderes, in Zukunft neben der klassischen Einzelförderung der Wissenschaftler auch eine Fördervariante bereitzustellen, die die gemeinsame Arbeit an einem größeren Thema in den Mittelpunkt rücken sollte.

Gerade wenn man den weiteren Verlauf der Entwicklung der Formen wissenschaftlicher Arbeit im 20. Jahrhundert verfolgt, dann wird man nicht umhin können, in diesem Schritt eine wegweisende strategische Entscheidung zu sehen. Sie führte letztlich dazu, dass wichtige organisatorische Voraussetzungen für größere Forschergruppen geschaffen wurden. Diese Idee hat sich auch über die Unterbrechung der nationalsozialistischen Wissenschaftslenkung bis in die frühe Bundesrepublik hinein gehalten, als in der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit dem Programm der Sonderforschungsbereiche ähnliche Instrumente entwickelt wurden, ohne die die universitäre Forschung heute kaum mehr denkbar erscheint.

Skizziert man so in groben Zügen die Bedeutung des Mannes, vor dessen Bild wir heute Abend stehen, so fragt man sich nach den persönlichen Voraussetzungen, die ihn zu solchen Leistungen befähigt haben. Waren es seine aus der gemeinsamen Kasseler Schulzeit herrührenden Kontakte zu Kaiser Wilhelm II., die ihm den enormen Startvorteil eines kaiserlichen Protégés boten? War es seine Vorzugsstellung bei Friedrich Althoff? War es seine unbestreitbare Intelligenz, die sich schon beim Abitur gezeigt hatte, das er als Klassenbester abgeschlossen hatte? War es sein tiefes Interesse an Wissenschaft schlechthin, das ihn auf so erstaunlich vielen Feldern des wissenschaftlichen Lebens aktiv werden ließ, von der Besetzung der Direktorenposten der Kaiser-Wilhelm-Institute mit fähigen Naturwissenschaftlern über die Organisation der ingenieurwissenschaftlichen und physikalischen Grundlagenforschung oder die Vorbereitungen großer geophysikalischer Expeditionen, die Organisation der deutschen Beteiligung an den amerikanischen Weltausstellungen, die Vorbereitungen wissenschaftlicher Kontakte mit dem verfeimten Sowjet-Russland bis hin zur Leitung der Museumsbauten auf der Berliner Museumsinsel oder etwa die Besetzung von Professuren der Musikhochschule. Dazu kamen vielfältige Interessen in wissenschaftlichen Gesellschaften, etwa der Vorsitz der Deutschen Geographischen Gesellschaft seit 1920, aber auch sein Engagement in der industriellen Forschung, wie es etwa in seiner Tätigkeit als Aufsichtsratsvorsitzender der Bayer-Werke zum Ausdruck kam.

Überblickt man alle diese Aktivitäten, denen sich noch viele andere hinzufügen ließen, dann steht man heute ein wenig ratlos vor dem Arbeitspensum dieses Mannes, der gleichwohl offensichtlich immer ansprechbar war, der nach Ausweis seines erhaltenen Tageskalenders ein dichtes Pensum an persönlichen Terminen und Telefongesprächen zu bewältigen hatte, der keine Mühe scheute, auch in Sitzungen an verschiedenen Orten Deutschlands präsent zu sein. Vielleicht ist dies das Geheimnis der Tätigkeit von Friedrich Schmidt-Ott: eine für ihn typische Kombination von wissenschaftlicher Neugier, systematischer Herangehensweise und kommunikativ-organisatorischer Kompetenz, die ihn zum idealen Dreh- und Angelpunkt des deutschen Wissenschaftsgeschäfts über Jahrzehnte hinweg werden ließ. Er war Nutznießer eines immer dichter werdenden Netzwerks an persönlichen Beziehungen, das er bewusst pflegte, wenn er Dienstgeschäfte mit gesellschaftlichen Treffen zu verbinden wusste. Ein nicht kleiner Teil seiner Besprechungen fand in Berliner Lokalen statt. In Distanz zum nicht sehr geschätzten „Berliner Geheimratsbetrieb“ stehend, versuchte er, wie er selbst schrieb, „menschliche Seiten zu pflegen“. Hierin unterschied er sich deutlich von seinem Lehrmeister Friedrich Althoff, dessen „Art seiner Menschenbehandlung“ oft genug kritisiert worden war.

Das Bild, das wir vor uns sehen, zeigt uns einen Mann, der nach den heute gültigen Pensionierungsvorschriften schon mindestens sieben Jahre im Ruhestand leben würde, der vielleicht noch ab und zu an einem Treffen pensionierter Ministerialbeamter teilnehmen würde, der sich ansonsten seinen Enkeln, seinen Büchern oder vielleicht der Niederschrift seiner „Erinnerungen“ widmen würde. Damals stand dieser Mann von 72 Jahren an einer entscheidenden Stelle seiner Laufbahn. Er hatte die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft aus den schwierigen Anfangsjahren, den Jahren der Hyperinflation, in eine einigermaßen gesicherte Stellung hineingeführt, die in der Veränderung des Namens der Gesellschaft zum Ausdruck gekommen war. Sie hieß definitiv seit 1930 Deutsche Forschungsgemeinschaft, weil ihre Mittel jetzt in das Ordinarium des Reichshaushalts eingestellt worden waren. Sie war damit zu einem etablierten Element im deutschen System der Wissenschaftsförderung geworden.

Schmidt-Ott selbst bezeichnete sein Wirken für die Notgemeinschaft als „eine große und vielleicht die schönste Aufgabe meines Lebens“. Die Republik hatte ihm dies unter anderem mit der Verleihung des so genannten Adlerschildes zum 70. Geburtstag 1930 gedankt, einer neuen Variante symbolischer Anerkennung, mit der sie ihren programmatischen Verzicht auf Orden zu verdecken suchte. „Dem großen Förderer der deutschen Wissenschaft“ lautete die Inschrift dieser insgesamt nur 18 Mal verliehenen Auszeichnung. In einer Ehrengabe zum gleichen Anlass beschrieb Adolf von Harnack die verzweifelten Versuche seiner Kollegen, Schmidt-Ott angemessen zu ehren. Da er ohnehin schon Ehrendoktorate aller Fakultäten

erhalten hatte, hatte man ernsthaft diskutiert, ihn zum „Doctor universalis“ zu promovieren.

Diese hohe Wertschätzung darf freilich nicht übersehen lassen, dass Schmidt-Otts Präsidentschaft gegen Ende der 20er Jahre einer zum Teil harschen Kritik unterzogen wurde, die auch in der historischen Forschung ihre Spuren hinterlassen hat. Kurt Zierold, der langjährige Generalsekretär der DFG nach 1949, sprach von einer „monarchischen Organisation“ und kritisierte den autokratischen Führungsstil des Präsidenten, eine Wertung, die in die DFG-Geschichte eingegangen ist: „Die Notgemeinschaft war Schmidt-Ott“, schrieb zuletzt Margit Szöllösi-Janze in ihrer Fritz-Haber-Biographie. Hintergrund dieser Kritik waren sowohl Vorwürfe aus dem preußischen Kultusministerium wie auch von Wissenschaftlern wie Fritz Haber, die sowohl die führende und unkontrollierte Rolle des Präsidenten wie die zuweilen undurchsichtige und politisch riskante Vergabep Praxis der Notgemeinschaft insgesamt betrafen. Nur mit Mühe überstand man diese Krise, vor allem durch eine Reorganisation des Hauptausschusses im Herbst 1929. Hier zeigte sich, dass Schmidt-Otts Fähigkeit zur präzisen Einschätzung des politischen Systems und seiner Rahmenbedingungen offensichtlich nachgelassen hatte.

Gleichwohl stand die größte Herausforderung noch vor Friedrich Schmidt-Ott, die Herausforderung seiner Person durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933. Über ein Jahr ließen ihn die neuen Machthaber im Unklaren über ihre Absichten mit der Forschungsgemeinschaft. Dieses Jahr nutzte der Präsident, um gewisse, aber doch unübersehbare Kurskorrekturen in der Förderpolitik der DFG vorzunehmen. Manche Projekte wurden jetzt bewilligt, von denen man annehmen durfte, dass sie dem ideologischen Standpunkt der Nazis entgegenkommen würden: Themen der so genannten „Volksbodenforschung“, der nordischen Mythologie, der Erforschung des Saargebietes, Fragen also von offensichtlichem nationalen oder parteilichen Interesse. In dieser kritischen Phase vermisst man auch sein deutliches Eintreten für die jüdischen Mitglieder der *scientific community*, vor allem für den Mann, mit dem er in den letzten Jahren gemeinsam gearbeitet hatte, für Fritz Haber, den Nobelpreisträger, zu dem er sich freilich seit der Krise von 1929 in Distanz befand. Als Haber von den Nationalsozialisten gezwungen wurde, seine Direktorenstellung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie aufzugeben, hielt sich Friedrich Schmidt-Ott zurück und ließ den Dingen ihren Lauf. Er selbst wurde am 23. Juni 1934 von Reichsminister Rust entlassen: Hitler wolle jemanden anders an der Spitze sehen, beschied ihn der Minister bündig. Alle Annäherung hatte nichts genutzt.

So jedenfalls muss man die Vorgänge interpretieren, wenn man den Akten folgt, sie erlauben kein anderes Bild. Man wird davon ausgehen

müssen, dass Schmidt-Otts Neigung zur staatlichen Macht, seine sicher im Laufe der Jahre entwickelte Antipathie gegen demokratische Spielregeln und seine konservative Grundhaltung ihm keine unüberwindbaren Hindernisse zur Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten in den Weg legten. Es war gewiss keine bewusste Diskriminierung Habers, die ihn leitete, ihn, der selber nie etwas mit nationalsozialistischer Wissenschaft gemein gehabt hatte. Er war ohne jeden Zweifel persönlich weit von den nationalsozialistischen Typen entfernt, die jetzt überall die Macht übernahmen. Eher ist anzunehmen, dass es ihm darum ging, möglichst viel von jenem System der Wissenschaft und ihrer Förderung zu retten, das er in den vergangenen Jahrzehnten aufgebaut hatte und das er jetzt bedroht sah. Dass dies eine Fehlspekulation war, ist heute so sicher, wie es damals ungewiss war.

Schmidt-Otts wissenschaftspolitische Aktivitäten kamen aber mit der Entlassung keineswegs zum Ende. Jetzt war es der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, der ihn 1935 zum Vorsitzenden wählte. Ihm diente er noch bis zum Ende des Dritten Reiches. Jetzt erst kam er mit 85 Jahren zur Ruhe und erst jetzt konnte er sich daran machen, seine autobiographischen Erinnerungen niederzuschreiben und uns sein Bild von sich selbst zu zeichnen. Selbstbild und Fremdbild gehören freilich zusammen, das sollte auch die Botschaft des heutigen Abends sein, der der Erinnerung an einen bedeutenden Mann gilt.